

Es war seiner Zeit voraus ...

Vom Scheitern des medien/kunst/labors tesla in Berlin

Ende 2007 war Schluss im Tesla. Kurz vor Weihnachten verabschiedete sich das medien/kunst/labor tesla mit Konzerten und Ausstellungen namens *exit:* und *bye bye tesla* aus dem Podewil, einem barocken Palais im Berliner Zentrum, in eine Zukunft ohne Haus und Geld. Künstler, Komponisten und DJs zeigten noch einmal, was das Tesla war: Werkstätte, Treffpunkt, Salon, Kunsthalle und Bühne.

Drei Jahre gab es mit dem Tesla einen Ort, an dem Künstler den Einsatz Neuer Medien genreübergreifend erproben und mit dem Publikum besprechen konnten. Dabei stand weniger das fertige Ergebnis im Mittelpunkt als vielmehr seine Herstellung: »Produktion, Reflexion und Präsentation« hieß es in einer Selbstdarstellung, ein Programm mit mehrmonatigen Residencies, Studios und Salär war das Herzstück des Hauses. »Wir wollten aus dem Ort nicht einen weiteren Abspielplatz machen, sondern es den Künstlern ermöglichen, in Ruhe zu arbeiten, ohne den Druck von Presse und Publikumserfolgen«, erinnert sich Detlev Schneider, der gemeinsam mit Carsten Seiffarth und Andreas Broeckmann das Tesla leitete. So hatten es die drei einst mit Kultur- und Wissenschaftssenator Thomas Flierl (PDS) abgesprochen. Bis zu 500.000 Euro jährlich erhielt das Tesla vom Land Berlin, für Künstleraufenthalte, Festkosten und Veranstaltungen.

Scheitern?

Das Tesla war einmalig in Deutschland. Eine ähnlich experimentelle Werkstatt in exponierter Lage zwischen Museen von Weltrang und Hochschulen haben weder das Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientechnologie noch die Medienhäuser in Nordrhein-Westfalen. Dennoch schloss die Berliner Kulturverwaltung im Sommer 2007 das Tesla. Dem Marathon, der solchen Beschlüssen in Berlin zu folgen pflegt – Solidaritätskampagnen, Nachverhandlungen, Warten, eventuell Fortsetzung auf niedrigerem Niveau –, wollten sich seine Leiter nicht aussetzen. Nach einigen Protestnoten nahmen sie den Senat beim Wort. Schluss meint Schluss. Ist das Tesla also gescheitert?

Scheitern ist kein schönes Wort. Es erinnert an »Scheit« und »Scheiterhaufen«, an zerstückeltes Holz, auf dem geächtete Personen öffentlich verbrannt werden. Weniger martialisch heißt Scheitern schlicht das Fehlschlagen eines Versuchs. Nichts Ehrenrühriges eigentlich. Doch 2007 galt Scheitern als inakzeptabel, Erfolg dagegen als alleiniger Maßstab. Es war noch die Zeit, in der Aktien hoch im Kurs stan-

den, in der, wer nicht viel verdiente und keine Karriere machte, als Loser galt in einer auf Geld und Aufmerksamkeit fixierten Gesellschaft, die Erwerbslosigkeit und Krankheit schon längst nicht mehr kollektiv schulterte, sondern dem Einzelnen anlastete und ihn damit allein ließ, die weder Zeit noch Verständnis für Fehler und Misserfolge hatte. Für Künstler und Kulturmanager galt Ähnliches. Wer nicht ordentlich verkaufte, ob Bilder oder Eintrittskarten, galt als unsexy und unprofessionell. Die Macher des Tesla hatten sich erlaubt, dieses Treiben zu ignorieren.

»Das Scheitern ist das große moderne Tabu«¹, schrieb der Soziologe Richard Sennett 1998 in seinem Buch vom »flexiblen Menschen«. Und dieses Tabu schien umso größer zu werden, je mehr Angehörige der Mittelschichtmilieus fürchteten, in prekäre Lebensverhältnisse zu rutschen, auf Jobs zu entwürdigenden Bedingungen angewiesen zu sein. Wer arm ist, wird krank, wer keine Arbeit hat, nimmt nicht mehr Teil an der Gestaltung der Gesellschaft, wer unten liegt, auf den treten die anderen noch drauf. Während des Finanzcrashs war in einer Tageszeitung die Äußerung eines entlassenen Aktienhändlers zu lesen, der meinte, hinzufallen sei in Ordnung, doch liegen zu bleiben auf keinen Fall. Keine Atempause, Erwerbsbiografie wird gemacht. »Opfer« ist noch heute ein beliebtes Schimpfwort Berliner Schüler.

»Es gibt jede Menge populärer Sachbücher über den Weg zum Erfolg, aber kaum eines zum Umgang mit dem Scheitern«², schrieb Sennett. Das allerdings hat sich mit Beginn des 21. Jahrhunderts – den 00er Jahren geändert. Es gibt viele kokette Versuche, das Tabu zu brechen: Publikationen und Fernsehshows zum Thema, Agenturen für »gescheites Scheitern« und großstädtische Mikromilieus wie die »Digitale Bohème«, die aus dem Umstand, mit geistiger Arbeit kaum Honorare zu erwirtschaften, Identität und einen Rest Ehre zieht. Zwar lässt sich mit der Haltung, eleganter scheitern zu wollen, im Zweifelsfall Aufmerksamkeit verdienen, sie macht jedoch aus der Not keine Tugend, sondern verhüllt nur mit vermeintlicher Tugend die Not. In ihrem Kern ähnelt sie dem Konzept junger Männer aus armen Stadtteilen, die als Getto-Kids posieren:

1 Richard Sennett, *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998, S. 159.

2 Ebd.

Die Überaffirmation der Verhältnisse verschleiert die Verantwortlichkeiten, statt dass die Betroffenen die Verantwortlichen dieser Verhältnisse zur Rechenschaft ziehen.

Die Leiter des Tesla liefen 2007 Gefahr, in eine der Fallen zu tappen. Warfen sie das Handtuch, konnten sie als »Opfer« gelten, als Kulturmanager, die nicht mit Politikern zu verhandeln und Medien nicht für sich einzunehmen wussten. Deuteten sie dagegen das Tesla in einen digitalen Underdog um, der auf prekärerem Niveau anderswo weiter wursteln würde, wäre das politisch die falsche Botschaft gewesen. Kultur brauche keine Förderung, hätte sie gelautet, ihre Produzenten sind bereit, den kulturellen Gewinn für die Gesellschaft auch ohne öffentliche Investition zu erwirtschaften. Das Trio entschied sich für das persönliche Risiko. »Kulturpolitisch«, sagt Carsten Seiffarth heute, »sind wir gescheitert.« »Es ist weniger verwunderlich, dass das Tesla 2007 schließen musste, als dass es 2005 beginnen konnte«, sagt Andreas Broeckmann. »Unser größter Fehler war die Illusion, dass es über 2007 hinausgehen würde.«

Kulturpolitik

Noch im Frühjahr 2007, so berichten die Leiter, habe der Aufsichtsrat der Kulturprojekte Berlin GmbH eine Verlängerung des befristeten Vertrags signalisiert. Seiffarth, Schneider und Broeckmann verließen sich auf die Zusage. Im Sommer ließ die Kulturverwaltung wissen: Die Verlängerung gibt es nicht. »Vielmehr wird sich die landeseigene Kulturprojekte Berlin GmbH zukünftig verstärkt dem von der Regierungskoalition als Schwerpunkt definierten Themenfeld »Kulturelle Bildung« widmen. Geplant ist demnach ab 2008 auch eine verstärkte Nutzung und Bespielung des Podewils als ein Haus der Kulturellen Bildung in Berlin. Zu diesem Zweck werden die bisher für TESLA veranschlagten Mittel im Etat der Kulturprojekte GmbH verbleiben«, erklärte der Pressesprecher der Kulturverwaltung im Juli 2007.

Wichtiger als Zusagen sind für Entscheidungsträger oft Personen und Trends. Das hätten die Leiter des Tesla wissen können. Auch ihr Start war einem kulturpolitischen Umschwung geschuldet, dem bisherige Veranstalter im Podewil weichen mussten. Und als die Verlängerung des Vertrags bevorstand, hatte Senator Thomas Flierl bereits seinen Schreibtisch räumen müssen. Seit den Landtagswahlen 2006 ist Kultur Chefsache des Regierenden Bürgermeisters Klaus Wowereit (SPD) und des Staatssekretärs André Schmitz.

16 Gemeinsam mit Wirtschafts- und Technologie-

senator Harald Wolf (Die Linke) setzen sie auf die so genannte Kreativwirtschaft als ökonomischen Katalysator für Berlin, nutzen jedoch, anders als etwa die Sozialdemokraten in Nordrhein-Westfalen, Neue Medien nicht für den Strukturwandel. Im Focus der rot-roten Koalition steht auch die Bildung. Erzieher, Pisa-Experten, Eltern und Lehrer hatten Alarm geschlagen: Ob Bausubstanz, Personalschlüssel, Lehrinhalte oder soziale Segregation – in Berliner Schulen und Kindertagesstätten herrscht Land unter. Die Frage allerdings, ob kulturelle Bildung da mehr ist als der berüchtigte Tropfen auf dem heißen Stein und wenn ja, warum dann nicht auch Medienkompetenz genauso wie Tanz in Schulen zur kulturellen Bildung zählt, stellte in jenen Sommerferien 2007 niemand.

Selbstverständlich gab es Solidaritätsadressen. Doch der kollektive Aufschrei blieb aus. Das Tesla war nicht das Schillertheater, das 1993 schließen musste, kein straff organisiertes Ensemble mit Gewerkschaftsmitgliedern, und es hatte keine Lobby bei den oberen Zehntausend. Es war der Versuch, einmal ohne all das auszukommen. Die Leiter arbeiteten stattdessen am Programm, berieten Künstler, moderierten Konzerte an, statt Mäzene und Politiker zu umgarnen. Eine Vernissage mit Gerhard Schröder, das war nicht die Sache des Tesla. »Wir haben uns sicherer gefühlt, als wir waren«, sagt Broeckmann.

Was war und was bleibt

Das Programm fand statt ohne Kult um Technik und Personen. Manches überzeugte wie die Lektionen zu Nikola Tesla, dem Pionier des Wechselstroms und Namensgeber des Hauses. Anderes beeindruckte lediglich durch schiere Größe wie Edwin van der Heides durch Druckluft getriebene Kluginstallation während des Festivals *sonambiente*, mit dem das Tesla kooperierte. Heather O'Donnell, Chris Salter, Akemi Takeya, Gabriele von Goerne, Thomas Malsch, Karlheinz Steinmüller, Mario Verandi, c-base, BBM, Linda O'Keefe, Hans Peter Kuhn, Martijn Tellinga, Shelley Hirsch, Aki Onda, Ulf Langheinrich, Robert Henke, Dumb Type, Stefan Rusu, Jo Fabian, Ute Meta Bauer, Helga de la Motte-Haber, Martin Riches waren zu Gast, Experten aus Theater, Musik, Bildender Kunst, Literatur, Tanz, Wissenschaften und Technik. Es ging um Musik im Netz, die Zukunft des Radios, Medienkonvergenz, Akustik in der Stadtplanung, Choreografie, Computerspiele für Blinde, den Gebrauch von Videos im Theater. Das Tesla wuchs zu einer internationalen Schnittstelle zwischen den Disziplinen.

»Das war sehr viel«, sagt Carsten Seiffarth. »Wir haben uns und dem Publikum zu viel zugemutet.« Den freiberuflichen Leitern, die auch in anderen Häusern und Projekten tätig waren, blieb weder Zeit für ein Archiv noch für eine Verankerung des Hauses im Berliner Kulturbetrieb und breitenwirksame Vermittlung. Potenzielle Besucher vermochten kaum zu unterscheiden, welche Veranstaltung Pflicht und welche Kür war. Ohnehin fand und findet Laufpublikum nur selten in die Seitenstraße mit dem Podewil. Das war um so bedauerlicher, als zu Teslas Zeiten das Bedürfnis nach Diskurs wuchs, wie die gut besuchten Diskussionen in Neuem Berliner Kunstverein und Temporärer Kunsthalle seit 2008 zeigen. Komplette freilich war die Themenpalette auch im Podewil nicht. So fehlten Diskussionen über Geschlechterdemokratie im männerdominierten Medienkulturbetrieb ebenso wie Veranstaltungen, die die im Residency-Programm schwach repräsentierten Frauen unterstützt hätten.

Was also bleibt vom Tesla? Vor allem die Erinnerung an einen Ort der Möglichkeiten. In den Ateliers des Tesla arbeiteten die Residenzkünstler ohne den Druck, ein fertiges Werk, eine Ausstellung hinterlassen zu müssen, wie ihn Stipendiaten oft erfahren. Stattdessen konnten Besucher während der Tage der »Open Studios« Zeugen des Arbeitsprozesses und Gesprächspartner der Künstler werden. Das Tesla war auch ein Ort der Pause, wie es ihn im Karussell der Projektförderung kaum noch gibt, ein Ort, an dem sich ein künstlerisches Vorhaben auch einmal verwerfen ließ. Ein Umstand, der nicht hoch genug zu schätzen ist. Denn wenn nicht alles verwirklicht wird, was einmal begonnen wurde, nur, weil hinterher auch eine Abrechnung vorliegen muss, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit von Qualität. Das gilt auch für das Tesla selbst. Broeckmann, Schneider und Seiffarth haben Künstlern, Vortragenden und Besuchern drei Jahre lange Freiheiten ermöglicht und sich selbst die Freiheit erlaubt, kulturpolitische Fehler zu begehen. Als Resultat glänzt das Tesla heute durch Abwesenheit: Zwei Jahre nach seinem Ende stellt es vor allem eine Erinnerung dar an das, was möglich ist, ein Modell, das vielleicht wieder belebt werden kann, wenn die Erinnerung daran wach bleibt.

Heute arbeiten im Podewil die Kulturprojekte Berlin sowie Initiativen aus Tanz und Jugendtheater. Broeckmann, Schneider und Seiffarth dagegen haben Ende und Erbe des Tesla reflektiert, in einer vom Hauptstadtkulturfonds geförderten Studie mit Workshop, die im Frühjahr 2009 erscheinen soll. Sie listet Berliner Kulturvereine und -institutionen, die



scheitern lernen: Ausstellung über Dick Raaijmakers im Foyer des Tesla (2007)



open studio days mit Bas van Koolwijk / Gert-Jan Prins zur *Transmediale* 2007



Das *glui*-Studio von Sukandar Kartadinata bei den *open studio days* zur *Transmediale* 2007 (alle Fotos: Arne Reinhardt).

mit Neuen Medien arbeiten und sich vernetzen ließen.

Schneider, Seiffarth und Broeckmann arbeiten zu Medien inzwischen auf neuen Terrains. Schneider hat sich stärker dem Hörspiel zugewandt. Broeckmann bereitet in Dortmund die

NEUE WEGE ZUR MUSIK

WEGE ZUR NEUEN MUSIK

Mittwoch, 27. Mai, 19.00 Uhr,
Erfurt, ehem. Untersuchungsgefängnis
der Staatssicherheit, Andreasstrasse
(Zugang Bechtheimer Strasse):
MUSIK & LESUNG
Ensemble für Intuitive Musik Weimar (EFIM)
Gabriele Stötzer (Utrecht/Erfurt)

Sonntag, 28. Juni, 19.30 Uhr,
Gera, Konzertsaal des Theaters:
KONZERT ZUM 30. TODESTAG VON PAUL DESSAU
Psalmen – Synagogalmusik – Orgelwerke
Drei Uraufführungen
Alena-Maria Stolle, Sopran
Jörn Sakuth, Bariton
Jürgen Natter, Orgel

22. TAGE NEUER MUSIK

IN WEIMAR

29. Oktober – 1. November 2009
BAUHAUS-IMPULSE –
VON LÁSZLO MOHOLY-NAGY ZU JOHN CAGE
Konzerte – Klanginstallation –
Tanz – Multimedia



VERANSTALTER

Klang Projekte Weimar e.V.
Telefon: 03643/ 5 34 20
E-Mail: hintzenstern@gmx.de
www.neue-musik-thueringen.de

Konferenz der *Inter-Society for the Electronic Arts 2010* vor. Seiffarth wiederum plant Workshops und Residenzen für den Sommer 2009: In mobilen Modulen sollen Künstler je zwei Monate an Berliner Kulturhäusern werken und ihre Arbeit zur Diskussion stellen, unter ihnen Atau Tanaka, Herwig Weiser und Agnes Meyer-Brandis. Ein Ersatz für das Tesla ist das alles nicht. Trotz seiner Begeisterung für temporäre Projekte schätzt das Publikum Häuser mit Wiedererkennungswert und festen Ansprechpartnern. Doch das scheint erst einmal nicht in Sicht: Ein neues Haus, sagt Broeckmann, brauche »ein eindeutiges Commitment der Kulturhoheit«.

All die neuen Veranstaltungen finden übrigens unter komplett anderen gesellschaftlichen Vorzeichen statt als zur Teslazeit. Scheitern ist plötzlich kein Tabu mehr. Die Unternehmerin, die sich mit einem Firmenkauf verheiratet hatte, weinte vor Fernsehkameras. Der Millionär, dessen Konzern zerbrach, warf sich vor den Zug. Bankmanager haben Milliardenverluste gemacht, Leiharbeiter werden entlassen. Existenzgrundlagen schwinden, Regierungen wanken. Fehler zu machen und aufzugeben ist nicht länger Angelegenheit von Menschen, die eine neoliberale Ideologie zu Verlierern erklärt. Scheitern kann heute jeder, und er macht sogar Schlagzeilen damit.

Das Tesla betrifft das nicht mehr. Es war seiner Zeit voraus. Mit einem allerdings treffen seine ehemaligen Leiter genau die heutige Stimmung: mit dem Fazit ihrer Erlebnisse im Podewil. Ohne Bekenntnis der öffentlichen Hand geht derzeit so gut wie nichts. ■